

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 36 (1946)
Heft: 46

Artikel: Operation [Fortsetzung]
Autor: Malander, Ruth
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-649850>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

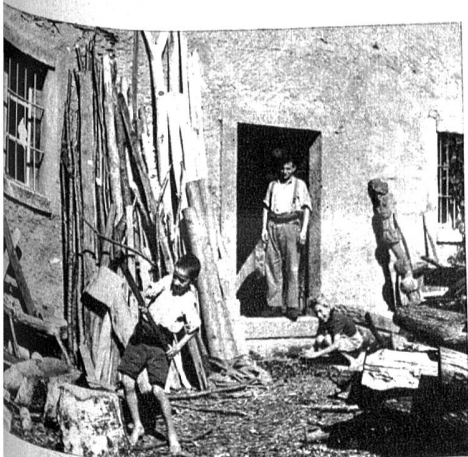
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.06.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Da hört und liest man von Zeit zu Zeit immer wieder, welche Sprünge der Amtsschimmel vollführe und welche bedauerliche Sklaven der Bürokratie wir seien. Nun, diese Klagen haben schon ihre Berechtigung. Aber gelegentlich kann es auch geschehen, dass der Amtsschimmel ganz reizende Seitensprünge macht. Und einen dieser so ganz unbürokratischen Ausbruchversuche haben wir im Bilde festgehalten.

Da befindet sich auf der Gotthardstrecke — wo es die SBB sehr wichtig hat, — zwischen Lavorgo und Giornico ein Streckenwärterhäuschen. An dieser Blockstation sausen jahraus, jahrein die Züge, ob sie nun Eil- oder Personenzüge heissen, vorbei. Mit einer einzigen Ausnahme. Morgens, zwischen sieben und acht hält ein von Luzern kommender Zug ganz unfahrplanmässig vor der Blockstation, die in keinem Fahrplan steht. Aus den Fenstern der Bahnwagen blicken Köpfe. Was ist geschehen, warum halten wir mitten auf der Strecke? Nichts ist geschehen, nur ein Schulbub, der um acht Uhr in Giornico in der Schule sein muss, ist eingestiegen. Und seinetwegen hält der lange Zug, der von jenseits des Gotthards kommt. Und das geschieht nun schon lange Zeit, weil immer hier ein Schulkind wohnt, das dieses generösen Zughaltes wegen eine Stunde länger schlafen kann und anstatt vom langen Schulweg ermüdet und erhitzt in Giornico anzukommen, nun frisch und ausge-



Wie all die kleinen Tessiner Bergbuben, so ist auch Luigi von Kindheit an an harte Arbeit gewöhnt

ruht in der Bank sitzen kann. Keine Regel ohne Ausnahme, haben sich wohl jene Beamten gesagt, welche die Bewilligung zum Anhalten des Zuges in Pianotondo erteilten. So präzise und pünktlich unser Fahrplan funktioniert, irgendwo zwischen seinen nüchternen Zahlen schimmert plötzlich ein Fünkchen Menschlichkeit und Verstehen — selbst wenn es nicht im Fahrplan steht.

Als die Dunkelheit hereinbrach und dazu ein schweres Gewitter niederging, wurde der Hotelier unruhig und liess im Dorfe nachforschen, ob jemand die beiden Bergsteiger gesehen hätte. Die Gäste beruhigte er mit der Antwort, dass die beiden wohl noch einen Tag länger in der Hütte geblieben wären. Er selbst wusste zwar, dass diese Ausrede nicht stimmen konnte, denn als das Gewitter heraufzog, waren Vonlaufen und Mr. Douglas gewiss längst am Abstieg gewesen. Die Tour war übrigens nicht besonders schwierig und Vonlaufen ein zuverlässiger und erfahrener Bergführer.

(Schluss auf Seite 1464)

OPERATION

ROMAN VON RUTH MALANDER

5. Fortsetzung

«Gut, Maria», sagte er. Er erinnerte sich an dieses Gespräch, weil es ihn wieder an seiner verwundbarsten Stelle traf. Er wusste selber, dass er bockig und unbeholfen war — niemand brauchte ihn daran zu erinnern, am wenigsten Maria. Er ertrug auch einen Scherz hierüber nur schwer.

Sie merkte das sogleich, und in ihrer gütigen Art lenkte sie sofort ab.

«Bitte, gib mir eine Zigarette, Max — oder wollen wir baden?» Er sah sie aufspringen und in langen, übermütigen Sprüngen das Ufer erreichen.

Schnell erhob er sich und lief hinter ihr her.

Niemals in all den Wochen, die nun folgten und in denen eine leise, fast unmerkliche Veränderung mit Maria vor sich ging, dachte Dr. Baumann im mindesten daran, dass dies mit Franz in irgendwelchem Zusammenhang stehen könnte. Er merkte wohl, dass sie in ihrem Herzen mit irgend etwas beschäftigt war — jener Ausflug nach Rapperswil, liess ihm keinen Zweifel darüber; auch blieb dies nicht der einzige Tag, an dem er den grübelnden Ausdruck in ihren Zügen bemerkte. Sie konnte oft plötzlich abwesend sein in einer Art, die keine Fragen und keine Annäherung zuließ. Es war, als grübelte sie über ein ihr unlösbares Problem nach, das sie keinem Menschen anvertrauen wollte.

Aber der Tag kam, wo er mit einem Schlage klar sah. Nicht ein Tag, ein Abend war es — und ein unseliger Abend, der begann in Erwartung und Glück, und der in Bitterkeit endete.

Wenn es ein Mittel gegeben hätte, diese Gedanken loszuwerden! War der Mensch so machtlos, dass er dastand, in seinem Zimmer voll untergehender Sonne, sich mühsam zerquälte und von unerwünschten Erinnerungen sein Herz foltern liess! Dazu vor ihm die Nacht. Grauen erfasste ihn, wenn er an die Nacht dachte, die endlosen Stunden voll Dunkelheit. Schlafpulver — Schweissausbrüche — zerwühlte Kissen — wieder Schlafpulver — und Träume. Marias Gesicht, jung, frisch, lebendig — Marias Gesicht, weiss in weissen

Kissen. «Du musst mir helfen, Max —», er wollte, er konnte das nicht mehr ertragen!

Da lag das Buch, in dem er vor einiger Zeit zu lesen versucht hatte. Dr. Baumann stellte endlich seine ruhelose Wanderung zwischen Türe und Fenster ein, liess sich in seinen Polstersessel fallen, hob das Buch wieder vor seine Augen und las. Er versuchte es besser zu machen als das letztmal. Langsam liess er seine Augen über die Zeilen gleiten, und er zwang sich, kein Wort aus der Reihe zu verlieren. Auf diese Weise gelang es ihm, eine halbe Seite zu lesen und sogar zu erfassen, was darin stand.

Plötzlich hörte er von irgendwoher Musik. Eine leise Melodie schmerzgefüllter Töne erreichte sein Ohr. Er horchte. Es war eine weiche, süsse Weise, voll der grössten Traurigkeit.

Später, viel später, als sie zu ihm kam, als Not in ihren Augen stand und ihre Hände in ihrem Kleid sich vor Qual verkrampften, hatte sie ihn an jenen Abend erinnert. Nicht wahr, Max, wir haben doch auch schöne Stunden miteinander gehabt — Sie lächelte einen Moment mit traurigen Augen. «Weisst du noch, das Konzert?» Sie hatte wohl nie gewusst, dass er schon damals alles begriff und dass für ihn der Abend zu den schwersten gehörte.

Da kam nun Franz auf sie zu mit einem Lächeln auf den Lippen, kleinen, struppigen Locken und dem ganz leicht verderbten Zug um den Mund. Maria schien jäh zu erschrecken, und dann sah er mit furchtbarer Deutlichkeit, dass ihr Gesicht sich wandelte. Es leuchtete auf, es erstrahlte von innen heraus, verwirrte Röte goss sich darüber, Freude stand in ihren leuchtenden Augen — und dann sah er den Blick, den Franz auf sie richtete. Ein Blick des selbstverständlichen Besitzes, in dem alles lag, was Franz war. Leichtsin, Jugend, Uebermut. Aber noch etwas Gefährlicheres: eine Sinnlichkeit, die durch die Glätte und den Charme seines Wesens nur schwer verborgen wurde, und die in seinen Bewegungen,

in seinen Augen, ja in seinen Worten deutlich zutage trat. Deutlich stand ausserdem in seinen Augen zu lesen, dass er keine Tiefe des Herzens und keine Rücksicht für andere kannte.

Und die beiden Blicke fielen ineinander, hielten sich fest, als wäre ein Loslassen unmöglich und eine lange, stumme Zeit verging, ohne dass das eine odere andere sich gerührt hätte. Gelähmt, wie gebannt, starrten sie sich an.

Schliesslich fasste sich Maria.

«Darf ich bekanntmachen? Mein Cousin, Franz Stadler. Dr. Baumann.»

Was nun gesprochen wurde, wusste er nicht mehr. Denn in jener einen kurzen Minute der Begrüssung, während der er mechanisch gleichgültige Worte sprach, wurde ihm plötzlich alles klar, Marias Wesen in den letzten Wochen, ihre Frage in Rapperswil, ihr verschlossenes Schweigen.

«Du Max, gibt es das, dass jemand zu gleicher Zeit zwei Menschen lieb haben kann?»

Zwei Menschen — — ihn und Franz!

Dunkelheit fiel in seine Seele und Dunkelheit senkte sich auf den Saal voller Menschen. Die Musik setzte ein, und es war als hätte das Orchester ihn, Dr. Baumann, gefragt, was zu spielen sei. Denn es erklang die abgründigste traurigste, zerrissenste aller Symphonien, jene Melodie voll Süsse und Weh, die er jetzt wieder hörte, der tiefste Schrei aller Qual im Menschenleben. Nur undeutlich vernahm er, dass Franz davonging, dass Maria sich setzte und ihn auf seinen Stuhl niederdrückte. Dass Musik in Wellen sein Ohr erreichte, Pausen einsetzten, dann leises Flüstern, Rascheln der Programme. Stille und wieder Musik. Nur der Aufschrei der Musik erreichte seine innerste Seele, vibrierte in ihm und liess ihn erzittern.

Maria liebte diesen Franz, liebte ihn neben ihm, liebte ihn stärker! Unmöglich — das ist nicht möglich — das ist nicht möglich, dachte er.

«Maria», sagte er auffahrend, fast laut, «warum fragtest du — —»

«Max — still doch!» rief sie flüsternd und legte ihre Hand auf seinen Arm.

Er versank wieder.

Nach einer Weile setzte die Musik aus, es wurde hell um ihn, und im Saal begann es zu summen wie in einem Bienenkorb. Franz kam wieder heran und sagte etwas zu Maria.

«Du, ich gehe schnell», sagte sie zu ihm, doch er verstand nicht recht, worum es sich handelte.

Aber er sah, Maria ging mit Franz hinaus. Er sass allein unter den Zurückbleibenden.

Als sie zurückkam, wandte er ihr, unfähig, zu sprechen, sein bleiches Gesicht zu. Sie sah ihn mit ernsten Augen an, wurde traurig, und dann, als

es dunkel war, legte sie ihre Hand in die seine und sah zu ihm hinüber. Ihr Gesicht schimmerte hell im Dunkel, ihre Augen waren schwarz und weit geöffnet, und er hörte einige ihrer mühsam geflüsterten Worte:

«Sei mir nicht böse, Max — ich bin mit Franz gegangen. Schau, er braucht mich halt — —»

Und dies war das einzige, was sie in jener Zeit über Franz zu ihm sprach. Und doch enthielt es alles, was darüber zu sagen war. «Er braucht mich.» Mitleid war auch hier der tiefste Grund ihrer Neigung. — Mitleid, jenes Mitleid, welches Maria an alle Lebewesen verwandte und das ihr eigenstes Wesen war. Auch hier sprach es sein Machtwort, übte seinen Zauber aus in ihrer zärtlichen Seele. Franz hatte keine Mutter, keine Schwester. Er trieb sich in der Welt herum, ziellos, steuerlos und sein leichtes, ungebändigtes Wesen machte ihm seinen Lebensweg schwer. Da und dort versagte er, immer wieder war er in Dinge verwickelt, die zum mindesten unangenehm zu werden drohten. Man musste ihm helfen, ihn abhalten, ihm raten, beistehen. Er war unschuldig an den Hindernissen auf seinem Wege, denn ihm fehlte das Heim, die leitende Hand. Er war eines der Tierchen, die man ratlos, hilflos auf der Strasse fand und zu sich nahm, und die mehr galten, als der gepflegte Hund zu Hause. Mitleid führte Maria zu Franz, und bald wurde daraus eine Bindung zwischen zwei Menschen, die sonst nichts, aber auch gar nichts gemeinsam hatten.

Dr. Baumann stand am Fenster seines Zimmers, während er all dies zum hundertsten Male überdachte, und hielt seine schmerzenden Augen geschlossen.

Am Jura senkte sich langsam die Sonne tiefer, verschwand allmählich ganz, und nur ihre Strahlen blieben noch eine Weile am Himmel stehen.

*

Kellers Worte über die Operation gingen Dr. Bütikofer nun doch im Kopfe herum. Leise Zweifel schlichen sich in seine Gedanken ein, und obwohl er es nicht wahr haben wollte, begann er selber an die Möglichkeit irgendeines dunklen Geschehens während der Operation zu denken.

Er versuchte, diese Zweifel abzuwehren, nicht allein, weil er seine Mitarbeiter und Schwestern nicht verdächtigen wollte — er fühlte sich auch bis ins Innerste müde und erschöpft nach dem langen und anstrengenden Tag. Sein Magen, das spürte er, war noch nicht ganz in Ordnung, er bedurfte dringend der Ruhe. Aber er wusste auch, dass die einmal erwachten Zweifel ihn verfolgen und nicht mehr ruhen lassen würden, was er auch täte, um trotzdem einzuschlafen.

Das Spital Breitbach war seiner Ob-

hut anvertraut, und er war seit vielen Jahren bemüht, es in peinlicher Ordnung so vollkommen als nur möglich zu führen. Jedermann wusste, dass man es zur Hauptsache ihm zu verdanken hatte, wenn vor kurzem das alte Spitalgebäude drüben am Waldrand abgebrochen und dieses neue hier erstellt worden war. In all den Jahren, in denen er hier tätig war und sich vollständig seiner Arbeit gewidmet hatte, war sein Name nach und nach bekannt geworden. Es kam vor, dass Patienten von weit her zu ihm gebracht wurden, und das Spital bot bald zu wenig Platz. In Breitbach und weit herum liebte und verehrte man ihn — und nun passierte ihm diese seltsame, dunkle Geschichte.

Es kam ihm noch unwahrscheinlich vor, dass sie wirklich geschehen sein sollte. Noch hielt er es für möglich, dass sie sich auf irgendeine selbstverständliche Weise, an die niemand gedacht hätte, plötzlich aufkläre.

Aber während er im Schlafzimmer seines Hauses hin und her ging, um sich zur Ruhe zu begeben — auch in sein Zimmer fielen eben die Strahlen der untergehenden Sonne —, sah er seinen Freund Keller vor sich und hörte einige seiner eindringlichen Fragen. «Siehst du nicht, dass die Rosen da unten auf dem Rasen dieselben sind, wie die in Nummer fünfundfünfzig?» Was sollten aber schon die Rosen mit der Sache zu tun haben? Konnte Fräulein Stadler die Blumen nicht verlangt haben, und man hatte sie für eben gebracht? Dr. Bütikofer hatte Mühe, seine Krawatte zu lösen. Er merkte, in welcher Eile und Nervosität er sie am Morgen zugezerrt hatte. Natürlich, etwas war ja schon unklar. Warum hatte Dr. Richard und nicht einer der Assistenten die Operation ausgeführt? Ja, das blieb abzuklären, sicher. Morgen wollte er sofort Dr. Richard darüber befragen. Endlich, da öffnete sich der Knoten der Krawatte. Dr. Bütikofer legte sie ab und stellte sich vor den Spiegel.

Ein erschöpftes, zerfurchtes, altern- des Gesicht sah ihm daraus entgegen, tiefliegende, grübelnde Augen. Hatte er Schuld daran, wenn jetzt in seinem Hause etwas Ungutes passiert war? Hatte er zu wenig aufgepasst auf seine Aerzte, Assistenten und Schwestern? Er dachte an die letzten Monate, die Monate nach dem Umzug zurück, in denen er von Arbeit überhäuft und mit tausend Pflichten überlastet gewesen war. Und er war ja auch nicht mehr jung. Vielleicht, vielleicht trug auch er irgendwie Schuld an dem seltsamen Geschehnis. Auf jeden Fall — das Ganze liess ihm keine Ruhe. Und er stand vor dem Spiegel in Gedanken versunken, unbeweglich und starr.

Plötzlich kam ihm ein Gedanke. Na-



Der Wald im November

Photo E. Reinhard, Schüpfen

türlich, das mit der Operation liess sich leicht kontrollieren! Er brauchte nur hinunterzugehen in die untersten Räume des Hauptgebäudes und sich den Wurmfortsatz anzusehen, den man der Kranken fortgenommen hatte. Diese operierten Teile wurden in konservierender Flüssigkeit stets einige Zeit aufbewahrt. Sein geübtes Auge würde erkennen, ob die Operation schwer oder leicht gewesen war, ob die Schnitte richtig ausgeführt wurden, und ob es sich, wie Dr. Richard angab, um eine akute, eitrige Appendicitis gehandelt hatte.

Während er weiterging, erwog er, ob

nicht doch am Ende die Kranke in irgendeinen dieser unbenutzten Räume hätte gebracht werden können. Das alte Spital hatte zu wenig Platz geboten. Hier aber setzten sich die Korridore mit den anstossenden Räumen schier ins Unendliche fort, und jetzt, im Anfang, standen mehrere Zimmer leer. Aber wozu sollte die Kranke in einen anderen Raum des Spitals gebracht worden sein? Es gab keine Erklärung dafür. Und hatte nicht Kellner selbst und vorher auch der Fahler mit seinen Leuten das Gebäude gründlich abgesucht — nein, das war unausdenkbar.

Der nächste Raum war der, den Dr. Bütikofer suchte. Auch er stand nahezu leer. Nur an den Wänden zogen sich einige Regale hin, auf denen in Reihe und Glied die Gläser und Gläschen jeder Grösse aufgestellt waren, welche die in letzter Zeit operierten Teile der Kranken enthielten. An viele dieser Fälle, die er selber in der Hand gehabt hatte, die ihn manche schlaflose Nacht gekostet und mit schweren Sorgen erfüllt hatten. Während er der Reihe entlang ging, sah er einzelne Gesichter seiner Patienten vor sich und erlebte in raschem Erinnern ihre Krankheitsfälle wieder.

Er begann sich zu beeilen. Seine Blicke glitten rasch über die Etiketten der folgenden Gläser und hefteten sich aufmerksam auf das letzte in der Reihe, welches den Fall Maria Stadler enthielt. Aber seltsamerweise fand er darauf nicht Maria Stadlers Namen, sondern den des vorletzten Falles. Er nahm seinen Blick zurück und prüfte nochmals eingehend die letzten Gläser der Reihe. Wenn Ordnung war, mussten sie den Daten nach nebeneinander aufgestellt sein, die letzte Operation zuletzt. Soviel er wusste, war Maria Stadlers Operation die allerletzte gewesen. Aber das Glas konnte ja verstellt worden sein, am Ende der Reihe befand es sich jedenfalls nicht. Er begann, die Gläser von vorne nach hinten durchzusehen, eines nach dem andern, seine Augen glitten immer schneller, immer suchender über die Gläser, ihren Inhalt und ihre Aufschrift. Schliesslich sah er sich im ganzen Raume um, in der Hoffnung, irgendwo noch ein vergessenes, einzelnes Glas zu entdecken — aber es war nichts mehr da. Der Fall Maria Stadler fehlte.

Dr. Bütikofer griff sich gequält an die Stirn. Also doch — also doch. Es stimmte etwas nicht. Drei Tage waren seit der Operation verflossen, längst musste der Fall registriert, längst musste das Glas an seinem Platze sein.

Jetzt ergriff ihn ernste Sorge. Wenn dies auch nur eine Nachlässigkeit sein sollte — es war eine grosse, schwere Nachlässigkeit. Für diese Gläser war Schwester Rosmarie verantwortlich, ausserdem hatte Dr. Richard mit ihr und der Narkoseschwester die Operation durchgeführt. Warum eigentlich? Warum eigentlich Schwester Rosmarie und nicht die Operationsschwester? Lauter Unklarheiten. Lauter Unordnung. Es musste etwas geschehen. Er musste jedenfalls handeln. Jetzt noch, trotz diesem schrecklichen Müdigkeitsgefühl, jetzt noch — und schnell.

«Blaser», sagte er, oben auf der Treppe angelangt, «rufen Sie mir bitte sogleich Schwester Rosmarie. Suchen Sie auch Dr. Richard, sagen Sie ihm, er möchte bitte gleich zu mir kommen.»

(Fortsetzung folgt)